Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 28. Bromberg, den 4. April 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(6. Fortsetzung.)

Die Expedition des Professor Walker hatte sich in der Wüste, zehn Kilometer westlich von Kairo, in systematischer Weise eingebohrt. Sie hatte ein Feld von über hundert Metern im Geviert abgesteckt und erst von dem Flugsande und den Trümmern von mehr als hundert Generationen gereinigt, die über den Resten altersgrauer Menschenschicksale gelebt hatten. Sie hatte mehrere tausend Waggonladungen Sand und Steine ausgehoben und abseits in die Wüste geführt, bevor sie zu dem Ziele ihrer Wünsche gelangen konnte. Die Arbeit hatte Hunderttausende gekostet.. Um so größer war das Ergebnis.

Walker hatte eine altägyptische Totenstadt freigelegt, die etwa in der Zeit 1000 v. Chr. angelegt worden war.

Es wurde ja auch damals, wie der Professor den Besuchern erklärte, die ihm Rehberger zugeführt, die übergroße Mehrzahl der Verstorbenen einfach eingescharrt. Von diesen fand sich natürlich jetzt nach 3000 Jahren keine Spur mehr. Auch die Knochen waren längst zu Staub zerfallen.

Die oberen Zehntausend aber wendeten alle nur möglichen Mittel an, die Leiber ihrer Toten zu erhalten. Das gehörte einfach dazu. Zur Hoffähigkeit gehörte nebst dem Rang, den Einkünften und der entsprechenden Anzahl Ahnen noch die Ahnengruft, in welcher die Familienvorfahren wohlerhalten ruhten. Nicht nur das. Man baute ihnen nicht Grüfte, sondern Wohnhäuser und stattete die Stuben mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten aus. Nicht wie bei dem deutschen Stammesfürsten, dem sein Hund in den Tod folgte, sein Leibroß, ja selbst sein Waffenträger, damit er drüben gleich die gewohnte Gesellschaft finde, — nein, es wurde im verkleinerten Maßstabe, wie die Puppenstuben etwa unserer Kinder, eine ganze Hauseinrichtung künstlerisch ausgeführt und kunstvoll bemalt in einer solchen Gruft geborgen. Man fand so die Möbel der damaligen Zeit, die den heutigen an Gebrauchswert und künstlerischer Durchbildung keineswegs nachstanden, man fand Puppen in den Trachten der verschiedenen dienenden Stände, natürlich nicht aus Stoffen, sondern bemalt. Man fand Haustiere, Götterbilder, Mosaikbilder und endlich in den Särgen Papyrosrollen neben und in der Umwickelung der Mumien, welche Kunde gaben von den Taten und dem Leben der längst Entschlafenen.

Voran ging Professor Walker mit Frau Lagrange. Dann kam Mr. Brandson und Miß Alice. Wieser, der mit dem General folgte, bemerkte, wie blaß das Mädchen war, wie aufgeregt, wie es zitterte. Frau Lagrange drehte sich öfter plaudernd und lachend zu ihr um.

Den Schluß des Zuges bildete Professor Rehberger mit der Herzogin.

Man stieg Stufen herunter, man stieg Leitern herauf, man lief über schwankende Bretter, man zwängte sich durch ein Gewirr von Balken. Dabei entfernte man sich immer mehr vom Tageslicht, und es roch aus der Tiefe stets feuchter und erdiger. Diese Luft legte sich auf die Brust, verkürzte den Atem, drückte die Stimmung Die Gespräche wurden immer einsilbiger, dann verstummten sie.

Nach halbstündiger Kletterei war man unten. Es war ganz dunkel. Überall über den Köpfen das Balkengewirr, das stellenweise den Blick zum Himmel frei ließ. Senkrecht über ihnen eine Lücke, in der ein großer Stern stand, der um 10 Uhr vormittags im Zenith sichtbar war.

„Was ist das für ein Stern?“ frug der General.

Walker zuckte die Achseln. „Ich bin leider kein Astronom.“

„Es ist die Venus,“ erklärte die Herzogin dumpfen Tones. „Sie stand auch damals zu meinen Häupten; aber man hieß sie anders. Ich habe den Namen vergessen.“

„Gibt es da kein Licht?“ frug Rehberger sie überrascht anblickend.

Elektrische Glühbirnen flammten auf. Wieser trat zur Herzogin und faßte ihre Hand. Der Puls ging langsam, die Pupillen waren weit, der Atem flog. Sie war in äußerster Erregung. Achtung! Bereitete sich da etwa ein hysterischer Anfall vor?

Er drückte ihr die Hand. „Nur Mut! Ich bin da, bei Ihnen. Es kann Ihnen nichts geschehen.“

Sie zuckte zusammen, blickte ihn erstaunt an, als erwache sie aus einem Traume, lächelte und drückte seine Hand. Dann tat sie einen tiefen Atemzug.

Nun öffnete sich im Boden eine Steintüre. Stufen gähnten aus dem Dunkeln herauf.

Die Herzogin stieß einen Schrei aus und wich einen Schritt zurück.

„Was haben Sie denn nur heute?“ frug Wieser.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor. Aber ich bin so aufgeregt.“

Professor Walker stieg als erster hinunter. „Ich bitte, mir nicht zu folgen. Erst will ich Licht machen.“

Er verschwand im Dunkeln. Man hörte, wie seine Füße Stufe für Stufe hinuntertappten, regelmäßig wie der Fall eines Tropfens auf einen Stein, von dem man sich entfernt. Jetzt hörte man nichts mehr.

Nun erhellte sich der gähnende Schlund. Man stieg etwa 20 breite, ausgetretene Steinstufen hinab, die sich leicht krümmten. Wieser war neben die Herzogin getreten und hatte ihren Arm genommen. Er fühlte, wie sie zitterte.

„Gleich.“ erscholl die Stimme Walkers von unten um eine Ecke herum. „Es ist uns gelungen, einen der Eingänge zur Totenstadt bloßzulegen. Sie war schon ursprünglich unterirdisch angelegt. Eine hohe, mit Ziegeln ausgemauerte Halle und eine Eisentüre.“

Man stieg noch einige Stufen hinab. Voran der General mit Frau Lagrange, dann Alice und Brandson, denen Wieser mit der Herzogin folgte. Den Schluß bildete Rehberger.

Noch eine Ecke, dann weitete sich der Gang. Eine Bogenlampe beleuchtete ein großes, rotes Tor.

Jetzt schrie die Stimme der Frau Lagrange: „Ha. was ist das?!“

Dann ertönte der Baß des Generals: „Hier muß ich ihn finden? Merkwürdig!“

Die Herzogin aber zitterte und wimmerte. „Um Himmelswillen! Da ist es, da, das schreckliche Gesicht!“

Um das Tor war in Girlandenform im stark verkleinerten Maßstabe das jüngste Gericht dargestellt, wie es sich die alten Ägypter dachten, der Gott mit der Wage in der Hand und die Diener der Unterwelt, welche die Urteile vollstreckten. In lebhaften, roten, schwarzen, weißen und braunen Farben. Nicht die Feuchtigkeit der unterirdischen Behausung, nicht die Jahrtausende, die verflossen waren, hatten die freudige Farbenpracht verdunkeln können.

Aber nicht auf diesen, schlangenförmig sich abrollenden, farbigen Streifen blieben Wiesers Blicke haften. Zu beiden

Seiten oberhalb des Tores prangte überlebensgroß ein Kopf, von einer Hieroglypheninschrift umgeben. Die Gesichtsfarbe im lichten Braun, der Gesichtsschnitt wie das rechte, von der Seite aufgenommene Bild zeigte, streng klassisch. Das linke, das den Beschauer fest und streng mit weit geöffneten Augen anblickte und ihm mit dem Blicke zu folgen schien, zeigte die linke Augenbraue um eine Spur höher als die rechte.

Ein getreues Abbild des Inders, den Wieser im Salon des Geheimrats Baier in Berlin kennen gelernt!

Gekrönt war das Haupt durch einen weißen, tiaraähnlichen Tarbusch mit dem Skarabäus in der Mitte.

Das Erstaunen Wiesers, die Überraschung des Generals waren erklärlich; wie aber war der Aufschrei der Frau Lagrange, wie die Erregung der Herzogin zu deuten?

„Sie sehen hier", begann Professor Walker, „eine Abbildung des Totengerichts. In der Mitte sitzt . . ."

„Ich bitte um Entschuldigung," unterbrach der General. „Das glaube ich, kennen wir alle. Was ist das aber für ein merkwürdiger Kopf zu beiden Seiten des Tores?"

„Ich glaube, es stellt den Oberpriester des Osiris dar, darauf deutet die Inschrift hin. Sie wissen, Osiris ist der Sonnengott, der . . ."

„Schön, schön," sagte der General ungeduldig. „Sie vergessen, daß wir Hieroglyphen nicht lesen können. Was bedeutet die Inschrift?"

„Sie wird vielfach gedeutet. Denn jedes Zeichen hat mehrere Lesarten. Wahrscheinlich heißt es: Ich gehe nach Westen und komme von Osten, wie Ihr wißt."

„Nein," sagte die Herzogin tonlos. Sie bedeutet: Ich bin, der immer wiederkehrt und es weiß."

„Wahrhaftig!" rief Walker erstaunt. „Diese Erklärung muß die richtige sein. Denn das dritte Zeichen, die Pyramide mit der Kante in der Mitte, die der von mir angeführten Deutung widersprach, fügt sich in Ihre Lesart ein. Und es stimmt auch sonst. Denn wir finden diesen Kopf neben den Osirisdarstellungen in älteren, in sehr alten, aber auch in jüngeren Denkmälern. Wahrscheinlich war die Würde in einer Familie erblich."

„Ladies and Gentlemen," meinte Mr. Brandson, „wollen wir den ganzen Tag vor dem Tore stehen bleiben?"

Walker zerrte am Tor, das sich mit kreischendem, bis in die Knochen dringenden Mißtone öffnete. Wieder mußte die Gesellschaft warten, bis Licht gemacht war. Dann zeigte sich ein schmaler, mit Ziegelboden versehener Gang.

„Da sollten Matten liegen," begann Alice in hohem, singendem Tone.

„Herrgott! Fängt die auch an?" sagte Wieser halblaut in deutscher Sprache.

Walker stieß eine Seitentür auf. „Da ist die erste Wohnung, die wir freigelegt. Sie gehörte dem Hofbäckermeister, einem der ersten Würdenträger des Reiches."

Sie betraten ein großes, quadratisches, niedriges Gemach. An der Decke eine Glühbirne. In der Mitte ein Steintisch. An den Wänden offene Steinschränke, gefüllt mit kleinen Figuren von Menschen und Tieren.

„In jeder Ecke steht ein Schwarzer mit der brennenden Zedernfackel," sprach Alice in dem ausdruckslosen Tone, in dem schlechte Komödianten geheimnisvolle Vorgänge anzudeuten pflegen. „Da und da, dort und dort."

Die Augen der Gesellschaft flogen nach den vier Ecken des Raumes. Von Manneshöhe an waren die Wände daselbst dunkel, rauchgeschwärzt.

„Die Hausfrau sitzt am Tisch," phantasierte Alice weiter. „Neben ihr ihr hoher Gemahl. Gegenüber der einzige Sohn. Im Hintergrund der offene Sarg, der ihre Leiber aufnehmen soll. Erinnerst du dich daran, mein Gatte?"

Diese Frage war so offenkundig an Brandson gerichtet, daß sich aller Augen auf ihn wandten. Er wurde nun rot und begann erst stotternd und unsicher, dann aber zusammenhängender zu sprechen.

„Morgen soll die Hochzeit sein . . . mit der fremden Frau, der Freundin der Prinzessin aus Ophir. Aber ich will nicht. Ich kann die Frau nicht verlassen, die mir teurer ist, als sonst alles auf der Welt. Ich will mit ihr und meinen Kindern beisammen bleiben. In diesem Leben und in allen folgenden."

„Woher wissen Sie das alles?" rief Walker erstaunt.

Wiesers Blick fiel auf Professor Rehberger, der mit sichtlicher Anstrengung ein Lächeln unterdrückte. „O, Sie Obergauner!" sagte er leise zu ihm.

„Werden Sie nicht gleich still sein!" flüsterte Frau Lagrange befehlend.

„O, mein teurer Gatte!" wandte sich Alice wieder an Brandson und verdrehte die Augen. „Es brennt wie Feuer in meinem Leib. Das Ende kommt. Das Kind ist schon tot. Umfasse, umschlinge mich! In deinen Armen habe ich die höchste Lust und Seligkeit genossen, in deinen Armen will ich sterben."

Die beiden jungen Leute umfaßten sich und begannen nun sich mit größtem Ernst und höchster Gewissenhaftigkeit abzuküssen. Der General trat hinzu und trennte sie.

„Mr. Brandson, was denken Sie denn eigentlich? Was soll das?"

Mr. Brandson schnappte nach Luft und wurde sehr rot. „O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, General. Ich weiß wirklich nicht, wo ich war."

„Das ist doch das Unglaublichste, was es geben kann", erklärte Professor Walker im Tone des höchsten Erstaunens. „Hier im Sarkophag lagen drei Mumien, Mann, Frau und Kind. Sie sind derzeit auf dem Wege nach einem amerikanischen Museum. Und die Erzählung, die ich in den Papyrosblättern im Sarge fand, deckt sich genau mit dem, was wir eben von den beiden Herrschaften gehört haben. Ein Ehepaar, das mit dem Kinde freiwillig in den Tod ging, weil der Pharao dem Manne eine andere Gattin zugedacht hatte."

„Das hat sich wirklich und wahrhaftig hier abgespielt?" frug der General. „Hier in diesem Gemach?"

„Ja", erwiderte Walker feierlich. „Das hat sich hier zugetragen. Hier zwischen diesen 4 Wänden. Und was das Merkwürdigste ist, die Sache ist noch nicht veröffentlicht."

„O, Sie Gauner", flüsterte Wieser dem Professor Reyberger zu. „So viel Humor hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut."

„Sie werden doch um Himmelswillen nichts verraten?" gab der Professor flüsternd zurück.

Niemand hatte während dieser Szenen auf die Herzogin geachtet, die totenblaß an einer Wand lehnte. Plötzlich stieß sie einen schrillen Schrei aus: „Nein!" schrie sie. „Nein! Ich will noch nicht sterben, ich bin ja noch so jung."

Mit diesen Worten eilte sie zur Türe. Sie wandte sich nach rechts, von wo sie gekommen. „Ich will hinaus, hinaus! Zur Sonne, zu den Menschen!"

Zwei Fellachen standen da, halbnackt, das Tuch um die Lenden, heute noch in derselben primitiven Tracht, wie ihre Vorfahren zur Pharaonenzeit, in den Händen Spaten und Schaufeln tragend und blickten erstaunt auf die europäisch gekleidete Frau.

„O! Sind die Schergen wieder da, mir den Weg zu versperren! Götter! Helft! Hilfe! Ich will nicht sterben. Nein! Ich will nicht!"

Sie wandte sich wieder und eilte zurück an der Türe vorbei, aus der sie gekommen. Bei der nächsten Türe blieb sie stehen.

„Nein. Da gehe ich nicht hinein. Nein! Nein! Da steht der Gatte, den ich betrogen, mit dem Henker. Da soll ich erdrosselt werden, erstickt. Ich gehe nicht, ich gehe nicht. Hilfe! Mörder!"

Wieder wandte sie sich, Todesangst in den Zügen und flüchtete in das Todesgemach des Paares, das freiwillig das Leben verlassen hatte.

„Halten Sie sie," sagte Wieser zu den beiden Forschern. „Halten Sie sie fest. Wie gut, daß ich mein Besteck bei mir habe. Höchste Eile ist notwendig, sonst wird sie in der Tat verrückt."

Während sich die Herzogin in den Armen der beiden Amerikaner wand und krümmte, holte Wieser aus der Brusttasche eine Injektionsspritze und eine flache Schachtel, in der sich eine Anzahl kleiner, zugeschmolzener Glasphiolen befand.

„Was geben Sie ihr?" frug Frau Lagrange, den Arm der erkrankten Frau fassend.

„Skopolamin-Morphium," erklärte der Arzt und stach gedankenschnell in den ihm entgegengehaltenen Unterarm. Dann versorgte er rasch seine Sachen und wandte sich an Walker. „Besorgen Sie schnell eine Trage. Sie wird gleich einschlafen. Wenn sie erwacht, muß sie weit weg von hier sein."

Er umfaßte die Leidende, bei der die Spannung des Krampfes in den Gliedern schon nachließ. Walker eilte zur Türe, rief den Fellachen einige Worte zu und kam sofort zurück.

„Das ist der merkwürdigste Tag, den ich hier erlebt," erklärte er. „Hinter der Türe nebenan, vor der die Dame flüchtete, liegt tatsächlich die Leiche einer Frau, die ihr eigener Mann, ein berühmter Feldherr, hier unten wegen erwiesener, wiederholter Untreue erdrosseln ließ. Ich habe die Geschichte erst gestern endgültig entziffert."

„Helfen Sie mir, die Frau auf den Tisch legen," sagte Wieser. „Sie ist bereits bewußtlos — Gott sei Dank, und hat Ihre Bemerkung nicht mehr gehört. Wann wird die Trage kommen?"

„Sofort, sofort, Herr Doktor. Ich bin untröstlich. Dabei habe ich den Herrschaften noch gar nichts gezeigt."

„Ich meine, für heute ist es genug," erklärte Wieser. „Das nächste Mal, ich denke so in 500 Jahren, wenn ich wiederkomme, werden Sie mir das alles erklären, was ich heute versäumen mußte. Aber ich werde ohne Damen kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Fremde.

Eine Hochwasser-Erzählung.

Von Johannes Heinrich Braach.

Früher Frühling des Jahres 1571 hatte schon Mitte März am Niederrhein Seidelbast blühen und Kinder auf Wiesen und Hängen erste schüchterne Maßliebchen und blaßgelbe Schlüsselblumen pflücken lassen. Bauern gingen hinter Pflügen und Eggen oder streuten Saat. Friede lag im Land, Zufriedenheit und Glück ersprossen aus sonnenbeschienener Scholle und zogen in Häuser hinter Gartenbäumen und Büschen. Natur und Menschheit bereiteten sich festlich aufs Osterfest.

Aber frohe Lieder, die junge Lippen sangen, waren zu früh angestimmt.

Erst formte der Rhein nur uferentlang kleine Eisstreifen, dann aber sammelte er in sich an Kraft, was er aufbieten konnte, zog aus immer kälter werdenden Lüften Milliarden von Silberperlen, baute sie aneinander — trieb rundweiße Schollen dem Meere zu — wenige — hier und dort eine — aber es wurden mehr — unzählige — da ging Rauschen stromab, wenn die Tische der Möwen sich aneinanderrieben, sich zerkeilten und zerschlugen. Aber einmal endigte dieses raunende Geräusch, irgendwo hatte sich das Heer der Eisschollen gestaut, jetzt baute sich eine weite Brücke herüber und hinüber. Die Fläche wurde so stark, daß eine Hochzeit von zwanzig vollbesetzten Wagen hinüberfahren konnte. —

Freude der Jugend! Tags und abends wollte es nicht still werden vor Lachen und Jubeln auf der weißen Ebene. Nur ältere Leute gingen umher und trugen Gesichter, als hockten ihnen Griesgramteufel im Nacken.

Angst stieß mit unheimlichem Fledermausflügelschlag von Dorf zu Dorf, machte Rücken gebeugt vor Furcht und Arbeitshände schlaff vor banger Erwartung. Wenn rascher Tau eintrat, wenn der Druck gegen Ufer und Dämme verzehnfacht wurde, dann mußte Unglück über das Land stampfen, Wehre mußten brechen, Fluten würden Werte von fünfzig Jahren, Wohlstand und Glück von mehr als hunderttausend Menschen vernichten.

Der Deichvogt rief Männer und Frauen an die schwächsten Stellen der Wälle. Riesenhebel ließ er aus Baumstämmen und Balken errichten und darauf Massen von Steinen und abgetragene Mauern legen, und zwar so, daß sie leicht gegen andonnernde Eisklötze geworfen werden konnten.

Wenn Seen ihre Decke brechen, hört man Krachen und Dröhnen des berstenden Eises meilenweit, das mußte auch hier kommen, aber noch lag Stille rheinab und -auf. Nur Rufe bei den Wällen, auf denen man Wachthütten erbaut hatte, wurden laut.

In einem dieser Häuschen saßen nachts Männer um ein Feuer. Selten fielen Worte, die Verbindung von Herz zu Herz fehlte, denn der Deichvogt saß dabei.

Der Vogt! Groß war seine Gestalt und hager. Als Fremder war er gekommen und fremd geblieben. Er suchte niemanden, so wandte sich ihm keiner zu. Mädchen und Frauen gaben ihm heiße Blicke, er aber wollte nichts wissen und ging einsamen Weg Mond für Mond, Jahr für Jahr. Da suchte man ein Wort für ihn und fand kein anderes als dieses: Der Fremde.

Schon wölbte sich Mitternachtshimmel über jener Wachtrunde, da begann Claas Hirten zu erzählen von Pitter Poerten. Alle kannten die Geschichte, aber sie hörten zu, denn Wassergefahr und der Dammvogt der Großväter gehörten zusammen wie Haus und Dach.

Pitter Poerten saß auf dem größten Hof am Niederrhein und war ein geachteter Mann, bis ein Spielmann in Wirtschaften herumtrug, daß der Teufel auf dem Giebel seines Hauses bei Vollmond Hochzeit halte. Mit wem? Mit Poertens Weib, die Haare auf den Zähnen habe und für Fahrende böse Worte feil halte, statt hungrige Mäuler mit einem Happen Brot oder mit Mehlsuppe zu stopfen.

Da man zu jener Zeit in den Niederlanden Menschenfleisch briet, so fiel auch verruchter Hexenwahn in ängstliche Bauerngemüter deutscher benachbarter Gegenden. Jetzt wollte jemand gesehen haben, wie auf der Sauwiese Poertens gerupfte Hühner mit gelben Ebern Karten spielten. Wie er mit einem Knüppel dazwischengeschlagen habe, seien Schwefelstank und Feuer aus der Erde gebraust. Das war nichts, alte Basen erzählten mehr. Die Hexe stehle der Kirche geweihten Wein, Magdhände könnten auf dem Poertenhofe keinen Besen halten, so zuckten Stiele und Reiser verzaubert vom Ritt auf den Blocksberg. Wo Vieh sterbe, trage die Frau die Schuld, wo Krankheit aufkomme, habe sie falsche Worte gesprochen. Jedes Unheil käme von ihrem satanischen Tun.

Drei Kreuze schlug man, wenn man an Poertens Haus vorüberkam, und lief, wenn sich die vermeintliche Hexe sehen ließ.

Der Deichvogt merkte den Wechsel im Benehmen der Bauern wohl, aber ehe er erfuhr, wessen der Grund war, rollte schon Unheil über sein reiches Besitztum.

War Kirchweih im benachbarten Dorf. Getanzt wurde, gespielt und getrunken, was durch durstige Bauernkehlen laufen wollte. Lange nach Mitternacht sannen Burschen auf Streiche und wußten nichts Besseres zu beginnen, als nach Poertens Hof zu ziehen und ihn, um die Hexe auszutreiben, anzustecken. Als erste Flammen zum Himmel lohten, jauchzte man auf und sprang vor Freude. Dann half man dem Bauer, Knechten und Mägden, den kleinen Sohn, etwas Hab und Gut, auch wenig Vieh, zu retten, — die Frau aber warf man ins Feuer zurück.

Als Poerten das sah, ging ihm Erkenntnis auf und auch das Bewußtsein, daß er machtlos der Grausamkeit von Menschen, mit denen selber oder mit deren Vätern er sonst auf dem besten Fuße stand, preisgegeben war. Versteinert stand er, bis das Feuer die letzte Diele seines Hauses verzehrt hatte und glühende Mauern einstürzten, dann suchte er Schutz auf einem seiner beiden Vorhöfe. Er blieb in seiner Heimat und im Amte des Deichvogts, nichts ließ erkennen, daß ihn eine Welt von denen trennte, die ihm überherben Schmerz zugefügt hatten. Nur das schied ihn von früher, daß er stumm wurde zu allen. Nur mit seinem Jungen sprach er.

Man erzählte sich später, daß seine Augen verrieten, was sein Mund nicht gestand: Haß und Rache.

Pitter Poertens Tag, jener, an dem er Sühne fordern wollte für erlittene Qual und nie heilende Wunden, ließ nicht lange auf sich warten. Hochwasser des Rheins sprang gegen die Ufer, doch fürchtete man nichts landein, denn günstige Nachrichten kamen vom Oberlauf. Man lachte über Sorgen, die man in sich getragen hatte — lachte zu früh, denn die Wut Pitter Poertens öffnete Schleusen und vernichtete Wehren. Da brauste Flut über Wiese und Feld, drang in Ställe und Zimmer von Armen und Reichen, fraß an dem Gut derer, die Schuld an dem Tode seiner Frau hatten, und brachte auch Schaden denen, die nie ungünstige Worte über sein Weib und ihn verloren hatten.

Wochenlang stand Wasser weit im Land, wochenlang mußten Zehntausende zusehen, wie Wellen erste Not, dann Armut und Verzweiflung brachten.

Als Leute auf Nachen zu dem Zufluchtsorte Pitter Poertens kamen, um dem Rächer den Strick zu drehen, fand man weder ihn noch seinen Sohn.

Nie hörte man etwas von ihnen, nie mehr sah man Blumen an der Stelle vor der Kirchhofsmauer, an der der Deichvogt die verkohlen Überreste seiner Frau begraben hatte.

Dies die Geschichte von Pitter Poerten. Der Sprecher lehnte sich zurück, er hoffte, mit seiner Erzählung den Bann des Schweigens zu brechen, hatte sich aber getäuscht, denn nun lag doppelte Beklommenheit über der kleinen Schar. Der älteste der Runde meinte nämlich, daß der jetzige Deichvogt so aussehe, wie ihm seine Eltern jenen Unglücksbringer geschildert hätten: Lang und hager, im Gesicht herbe Züge und scharfe Augen.

Leise hatte der Fremde aufgelacht und war hinausgegangen.

Seine Hand lag geballt am Herzen, als wollte sie etwas, was Schmerzen bereite, erdrücken, seine Blicke glitten über den Strom, in dessen Macht es stand, ob wieder Elend kommen sollte.

In dessen Macht? Mit allem Trotz wollte er gegen die Naturgewalt angehen, er mußte es — mußte gutmachen, was ein anderer verdorben, mußte erlösen, was jenen schuldig gemacht hatte. Der Alte hatte schon recht — er gleiche Pitter Poerten — kein Wunder, sollen doch Menschen ihren Großeltern am ähnlichsten sein — und jener Deichvogt — war sein Ahne.

Dem hatte später die Rachetat Reue bereitet, Mitleid mit den Unschuldigen, denen er Drangsal und Verderben schuf, ging über das Gefühl des Hasses zu jenen, die ihm Glück und Leben vernichtet hatten. Da nahm er in früher Sterbestunde von dem Sohne das Versprechen: Versuchen wettzumachen, was er sündig begangen. Jener aber fand im Leben nicht hierher, und so hatte der Enkel die Sühneaufgabe des Geschlechtes übernommen.

Sollte ihm eine Tat, die der anderen in umgekehrtem Sinne gleichkomme, gerecht werden?

Die Entscheidung mußte bald kommen. Leises Zittern, wie wenn Wind über ruhigem Wasser spielt, stand im Spiegelbild des Mondes. Ruhe und Frieden — nur aus der Tiefe des Rheins begannen Ächzen und Stöhnen heraufzutönen, denn der Titane verstärkte den Druck, den er gegen die enge Panzerung der Eisfläche stemmte.

Mit Stunden rechnete noch der Vogt und wollte die Männer bei ihren Feuern lassen. Früh genug würden sie in brandendem Sturme stehen, früh genug vielleicht würden

sie mit ihm weggerissen werden in ein anderes, unbekanntes Sein.

Mit Stunden — da kam Donnern, ein einziger unheimlich brüllender Schlag vom Rheine her. Keine ersten Zeichen brauchten gegeben zu werden — dieses Krachen hatte alle Männer an die Hebel, die riesige Steinmassen dem Eise entgegenschleudern sollten, gezogen.

Krampfstarre Hände lagen an den Hölzern, bleiche Gesichter kündeten den Gipfelpunkt der Gefahr.

Auf einer Erhöhung stand der Deichvogt, brennende Fackeln in den Händen. Wenn die in die Höhe geworfen wurden, sollten die Männer alle Kraft ihrer Muskeln und ihres Willens einsetzen.

Dem Donnergetöse folgte nichts, ruhig lag der Strom, ruhig die Flur. Minutenlang — dann begann die Erde, auf der man stand, zu beben, unheimlich war dieses Zittern — stärker und stärker hämmerte es an, fast rhythmisch gingen die Schwingungen mit angstgejagten Herzschlägen. Hier fühlt jeder schaudernd: eine Naturkraft, die Berge niederreißen konnte, war am Wirken. Und dann das kleine Menschenhäuflein auf den Wällen, und dann die armseligen Ketten, die Menschen, tausende von Menschen in wer weiß wie viel Jahrzehnten dem Riesen mit Dämmen und Wehren gegeben hatten.

Wie Arbeiter, wenn sie schwere Last zu bezwingen haben, in ihrer Anstrengung Pausen machen, um Atem zu schöpfen, so setzte auch der Rhein mit seinem Anpressen gegen die Dämme aus. Aber immer kürzer wurden die Unterbrechungen, stärker und stärker schwankte der Boden, wühlender wurde die Wasserfläche, Knirschen und Rollen stieß heftiger herauf — und einmal wieder ein entsetzlicher Schlag, ein Tosen, wie zehn Gewitter es nicht donnern können — in der Mitte des Stromes warf es sich meterhoch empor, Eisklötze und Wasser, stürzte zurück und wälzte eine mächtige Woge gegen die Ufer. — Wie eine Schlange kroch sie heran, das Mondlicht hauchte sie an zu lebendigem Gift, irrsinnig ängstliche Augen erkannten stammdicke und felsgroße Eisblöcke — nur mehr hundert Meter entfernt, fünfzig, dreißig — das Zeichen — noch immer kam es nicht — jeder Atemzug bangte darum — noch zwanzig — mächtig reckte sich die Woge auf, gespenstisch stand sie über und vor den weiter nichts als Furcht gewordenen Menschen — das war der Tod, der seine Sense hob — das war Not, die ins Land wollte, — da, — dort, wo ungefähr der Deichvogt stand, glühende Funken in der Luft — ein Zupacken und Stemmen, Reißen und Drängen — dem antosenden Unglück wälzten sich Steinmassen entgegen — in Donnergetöse und Krachen, in Spritzfluten und Eisschlägen, in Erdbebenschwanken des Bodens vergingen die nächsten Augenblicke.

Keiner stand, wo sein Platz gewesen war. Sie waren weggeschleudert worden wie Flugsamen, mit dem der Sturm spielt. Keiner hatte Bewußtsein, keiner konnte sagen, ob der Damm gehalten hatte, oder ob sie jetzt daheim auf den Speichern saßen und zusehen mußten, wie das Vieh in anbrausenden Fluten ersoff.

Als dann einer soweit war, daß er aufstehen und umherschauen konnte, fand er um sich hochgeworfene Eisschollen, wirr aufeinandergehäuft, Steine und Balken dazwischen, sah große, grünweiße Schollen auf dem Strome ziehen, eng aneinander gedrängt, wie Schafe abends in der Pferche, aber sie trieben, — da wußte er, daß das Eis gebrochen, daß der Damm der Wut des Stromes getrotzt hatte, erkannte, daß die Heimat, daß sein Haus, sein Weib und seine Kinder gerettet waren. Das Wort, das vor Freude über seine Lippen kommen wollte, wurde zu gellendem Schrei.

Gerettet! Dankgebete gingen durchs Land, nun jauchzte alles doppelt freudig dem Feste zu, ergötzte sich selig am Frühlingsleben, das nach der Kälte in den paar Tagen neu und üppig erstanden war. Die Befreiung aus bangem Schrecken zog schöne Saat auch vor das Haus dessen, dem man sie schuldete.

Erst hatte man dem Beginnen des Deichvogts feindlich gegenübergestanden, wußte nicht, was Steine und Stangen sollten — aber jener war zuviel Herr, als daß man gewagt hätte, ihm zu trotzen. Jetzt erkannte man die Größe seiner Tat, und bot die Gemeinden auf, daß sie Große und Kleine sandten, um Dank zu sagen. —

Am Ostersonntag zog es vor dem Beginn der Kirche die Straße einher, Erwachsene in Festkleidern, Bürger in Sammtbaretten, Bauern in feinbunten Überwurfen, Kinder mit Blumen und Kränzen in den Händen. Vor dem Hause des Fremden machte man halt, und eine Abordnung von Männern ging in das Haus, um dem Deichvogt Gaben zu bringen und ihm dankende Worte zu sagen.

Aber wie sie suchten, sie fanden den, dem die Ehre zuteil werden sollte, nicht. Niemand wußte überhaupt zu sagen, ob der Fremde aus jener Nacht zurückgekehrt sei, niemand hatte ihn wieder gesehen.

Da kam eine Lücke in viele Freude, denn einige wollten glauben, daß der Deichvogt ein Raub der Wellen geworden sei, andere aber meinten, daß höhere Mächte ihn gerufen hätten. Es sei nämlich sonderbar, daß auf das Grab der Hexe Veilchen und Schneeglöckchen gepflanzt worden seien. Das könnte niemand anders getan haben als der Fremde.

Der Deichgeschworene zu Güttland.

Die Sage erzählt von einem Deichgeschworenen, der im Dorfe Güttland (nördlich Dirschau) im großen Werder wohnte. Einst im Frühjahr kam, wie oft, die ungeheure Masse des Wassers und des Eises mit furchtbarer Gewalt und bedrohte das Land an der Weichsel mit Überschwemmung und Verwüstung. Da ritt jener Deichgeschworene auf einem prächtigen Schimmel den Damm auf und ab, längs der unaufhörlich steigenden Flut des Stromes, die Arbeiten der Abwehr zu überwachen und die Befehle zu geben. Aber so zweckmäßig diese auch sein mochten, und so eifrig und gewissenhaft sie auch zur Ausführung gebracht wurden — im Kampf gegen die wilde Naturkraft unterliegt immer wieder und oft genug die auch noch stark angestrengte Menschenkraft. Durch eine kleine Öffnung im Damm, vielleicht nur ein Otternloch, schuf sich die rasende Wasserwut einen Weg in die breite Niederung. Mit Entsetzen sah der Deichgeschworene alle Menschenmühe vereitelt. Voll Verzweiflung klagte er sich an, er habe auf jene Stelle nicht genügend acht gegeben, durch seine Schuld sei nun das blühende Land verwüstet. Aus seinem Grübeln riß ihn ein wilder Entschluß. Er preßte dem Roß die Sporen in die Seite, und mit jähem Sprung stürzten Roß und Reiter in die brausenden Wogen und versanken. Das Volk wollte diesen Mann nicht vergessen. Er habe auch in den Fluten keine Ruhe gefunden, wird erzählt; bei gefährlichem Eisgang lasse er sich immer wieder sehen, dann reite er bei Nachtzeit auf seinem Schimmel den Damm auf und ab, in sausendem Galopp.

Das Automobil in Amerika und Europa.

Amerikanische Schätzungen beziffern die in sämtlichen Ländern der Erde befindlichen Automobilfahrzeuge auf 18 241 477, wovon allein 15 222 058 oder 83.3 Prozent auf die Vereinigten Staaten kommen, während die restlichen 3 018 819 Fahrzeuge sich auf rund 150 Länder, Kolonien usw. verteilen. Der Zusammenhang zwischen der Entwickelung des Automobilismus und dem Ausbau des Straßennetzes besonders in den Vereinigten Staaten wird deutlich, wenn man bedenkt, daß dort innerhalb von 20 Jahren die Gesamtlänge der voll gepflasterten Straßen um 261 500 (engl.) Meilen auf fast 415 000 Meilen gestiegen ist; die Gesamtlänge der Landstraßen belief sich 1904 auf 2 151 379 Meilen, Ende 1923 auf rund 3 000 000 Meilen. Diejenigen Länder, die nächst den Vereinigten Staaten die meisten Automobile aufweisen, England, Kanada, Frankreich und Deutschland, sind zugleich die mit dem besten Straßennetz; in diesen Ländern war der Aufschwung im letzten Jahr prozentual sogar stärker als der der Vereinigten Staaten selbst. Während hier die Zunahme von 1922 auf 1923 sich auf 23,8 Prozent belief, belief sie sich in der übrigen Welt auf 27 Prozent, der Stückzahl nach um 639 728 Wagen, von denen die Union ihrerseits mehr als die Hälfte, 328 000 Wagen, lieferte. Über 100 000 Automobilfahrzeuge gibt es außer in den Vereinigten Staaten in Großbritannien (655 318), Kanada (642 571), Frankreich (460 000), Deutschland (152 068), Australien (130 540) und Argentinien (etwas über 100 000), das während des Jahres 1923 allein mehr als 30 000 Automobile eingeführt hat. Es folgen dann mit weniger als 100 000 Fahrzeugen Italien (82 357), Belgien (61 300), Spanien (60 194), Indien (48 629), Neuseeland (44 864), Britisch-Südafrika (40 200), Schweden (36 625), Niederländisch-Indien (32 837), Brasilien, Mexiko und Cuba (je rund 30 000) und die Schweiz (23 039).

Die Gesamtzahl der Automobile in den europäischen Ländern beträgt 1 690 931 (d. h. etwa so viel wie in den beiden Staaten Neuyork und New Yersey zusammen), wovon etwa 28 Prozent Lastkraftwagen, während in den Vereinigten Staaten der Anteil der Lastkraftwagen sich nur auf 11,6 Prozent beziffert. Dieser Prozentsatz scheint, nach der amerikanischen Produktion des letzten Jahres zu urteilen, noch im Rückgehen begriffen zu sein; von einer Gesamtproduktion von 4 012 850 Fahrzeugen waren nur 376 257 Lastkraftwagen, das sind 9,3 Prozent. Von den rund 3,6 Millionen Personenwagen hatten 97 Prozent einen Detailpreis unter 2000 Dollars und 81,6 Prozent einen solchen von unter 1000 Dollars; nur 1,2 Prozent aller Personenwagen hatten einen Preis zwischen 2000 und 3000 Dollars, und 0,8 Prozent einen solchen von über 3000 Dollars.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.